

Fachhochschule Dortmund
Fachbereich Angewandte Sozialwissenschaften, BA 1.2
Sommersemester 2017, 4. Fachsemester
K09 Praxissemester - Praktikumsbericht

Das Abenteuer “Auslandspraktikum”

**Ein 100-tägiges Praktikum in einem Heim für Straßenkinder in
Chennai, Indien**

Dozent:	Prof. Dr. Boecker
Persönliche Angaben:	Rania Lisa Nearchou
Matrikelnummer:	7094330
E-mail:	ranialisa.nearchou001@stud.fh-dortmund.de
Abgabetermin:	Dortmund, 30.07.17

Einleitung	2
1. Noch in Deutschland – vor dem Abflug	3
2. Vorbereitung und Sprache	4
3. Das Leben in Chennai	5
3.1 Die ersten Eindrücke und Hürden	5
3.2 Vom geordneten ruhigen Dortmund in das chaotische schlaflose Chennai	6
3.3 Religion	7
3.4 Die Hautfarbe als Statussymbol	8
3.5 Vorstellungen von Weiblichkeit	8
3.6 Das Essen	9
4. Praktikum in einem indischen Heim für Straßenkinder	11
4.1 Adressatinnen – Wie kommt es zu so vielen Straßenkindern?	12
4.2 Das Heim	15
4.3 Konzept	17
5. Meine Aufgaben während des Praktikums	20
5.1 Unterricht	22
5.2 Aktivitäten im Klassenzimmer und im Freien	24
5.3 Streetwork	28
5.4 Wandmalerei-Projekt	30
6. Weitere Zuständigkeiten	35
Reflexion	36

Vom 15. Februar bis zum 17. Juni 2017 habe ich ein 100-tägiges Auslandspraktikum in einem Heim für Straßenkinder in Chennai, Indien gemacht. Der Aufenthalt fand im Rahmen meines Studiums „Soziale Arbeit“ an der FH Dortmund statt.

Einleitung

Ein Auslandspraktikum ist eine tolle und intensive Erfahrung und insbesondere, wenn es in Indien stattfindet. Voraussetzung für dieses Abenteuer ist Neugierde, Motivation Neues kennenzulernen und den Willen, den Horizont zu erweitern. Es wird auch anstrengende und schwierige Situationen geben, bei welchen man starke Nerven, Geduld und Toleranz benötigt, aber das lernt man mit der Zeit. Durch diesen Bericht möchte ich einen Einblick, sowohl in das Praktikum, als auch in den gesamten Aufenthalt in Indien geben. Somit liegt der Schwerpunkt des Berichtes bei den Erfahrungen, den Erfolgserlebnissen und den Schwierigkeiten und Barrieren auf die ich gestoßen bin.



1. Noch in Deutschland – vor dem Abflug

Das Praktikum im vierten Semester durfte sowohl in Deutschland, als auch im Ausland absolviert werden. Somit entschied ich mich für das Ausland, da es mir wichtig war, eine Erfahrung zu machen, von der ich mir weitere soziale Kompetenzen und Bereicherung für mein zukünftiges Leben versprach. Warum ich mich für Indien entschied, hängt mit unterschiedlichen Faktoren zusammen. Einerseits gehören Reisen zu meinen Vorlieben und andererseits ging es mir auch darum, in einem Land Soziale Arbeit zu leisten, in welchem ich das Gefühl hätte, Dinge verändern zu können oder zumindest mich nützlich machen zu können. Des Weiteren hatte mich die Kultur Indiens schon immer interessiert und ich wollte andere Lebensstile kennen lernen. Ich wusste, dass Indien sich sehr von den westlichen Ländern unterscheidet, jedoch hatte ich keine konkreten Vorstellungen. Ich wollte mir selbst ein Bild von Indien machen und entschied mich somit, mein Praktikum dort zu machen. Wichtiger Beweggrund war, meinen Horizont zu erweitern, endlich diese fremde Kultur entdecken und mich weiterentwickeln. Wie leben die Menschen in Indien? Was essen sie? Wie denken sie? Diese und weitere Fragen wollte ich mir selbst beantworten. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte ich noch nie in meinem Leben für eine so lange Zeit weit entfernt von meinem zu Hause gelebt. Durch mein Studium in Zypern und diverse europäische Programme hatte ich die Möglichkeit, verschiedene Länder kennenzulernen. Ich hatte im Rahmen des Erasmusprogramms für 10 Monate in Belgien studiert, war in Österreich in einem SOS-Kinderdorf während des Erasmus Placements für sechs Monate und generell schon viel unterwegs in Europa. Doch auch während dieser Zeit, hatte ich einige Male meine Familie und Freunde besucht. Nicht zuletzt lebe ich aufgrund des Studiums erst seit den letzten zwei Jahren wieder in Deutschland. Außerhalb von Europa aber war ich noch nie und aufgrund der Distanz würde ich für diesen Zeitraum meine Familie und Freunde auch nicht sehen können. Insofern war dies auch eine große Herausforderung für mich, mich weiter zu entwickeln, selbstständiger zu werden und eine stärkere Persönlichkeit zu werden.

Ich setzte mich mit verschiedenen Organisationen in Indien in Verbindung. Ich suchte nach Organisationen in Indien, die sich mit der Kinder- und Jugendhilfe beschäftigten und stieß somit auf die Arbeit mit Straßenkindern. Die Organisation, mit welcher ich Kontakt aufnahm, verlangte meinen Lebenslauf und ein Motivationsschreiben. Auch die anfallenden Kosten (für Unterkunft und Essen) hörten sich plausibel an. Folglich setzte ich mich mit dem Praxisbüro der FH Dortmund in Verbindung, um zu überprüfen inwiefern ein Praktikum in diesem Bereich akzeptabel wäre und anschließend einen Vertrag mit der Organisation zu schließen. Ich erhielt einen positiven Bescheid und somit wurde der Vertrag geschlossen. Ich würde also mein Praktikum in einem Heim für Straßenkinder in der Stadt Chennai absolvieren. Chennai ist die 6. größte Stadt Indiens und befindet sich im Süden des Landes, direkt am Meer.

Neben dem Vertrag zwischen Organisation in Chennai und der FH Dortmund musste ich nun noch den Flug buchen, mein Visum beantragen, eine Auslandsrankenversicherung abschließen und die Impfungen durchführen. All diese Vorbereitungen dauerten ungefähr ein Jahr.

2. Vorbereitung und Sprache

Eine große Frage in der Vorbereitungszeit war, ob ich einen Tamil-Sprachkurs belegen sollte. Ich versuchte während des dritten Semesters in Dortmund eine/n Tandem-Partner/in zu finden, also eine Person, welche mir Tamil beibringen würde und im Gegenzug würde ich ihr Deutsch oder Griechisch beibringen. Abgehalten davon hat mich letztendlich die Tatsache, dass ich keine Person fand und anschließend auch die eingeschränkte freie Zeit, die ich aufgrund des Studiums hatte. Des Weiteren stand im Vertrag, dass Englischkenntnisse ausreichend wären, da ich immer in einem Team arbeiten würde und die meisten Menschen dort Englisch sprechen würden. Insofern machte ich mir keine großen Sorgen. Rückblickend wäre es besser gewesen etwas Tamil zu lernen, da meine Adressatinnen, die Straßenkinder, nur sehr wenig oder kein Englisch sprachen. Die meisten Kinder sprechen Englisch, vor allem Studierende und Menschen aus den gebildeten Schichten. Da ich aber in meinem Praktikum mit Straßenkindern zu tun hatte und auch die Fachkräfte nur sehr wenig Englisch sprachen, wäre Tamil eine große Hilfe gewesen, vor allem dann, wenn es darum ging mit den Fachkräften Organisatorisches zu besprechen oder den Kindern Ratschläge zu geben und ihnen zu helfen. Dies ist ein weiterer wichtiger Punkt · man wird mehr respektiert, wenn man die Landsprache spricht und auch Kinder schätzen es sehr, wenn sie sehen, dass man sich bemüht und an ihrer Kultur interessiert ist.

Noch bevor ich nach Chennai flog, kam es immer wieder zu Komplikationen, inwiefern ich tatsächlich in dem vereinbarten Waisenhaus ein Praktikum absolvieren könnte oder nicht. Die zuständigen Personen in Chennai machten mir immer wieder neue Vorschläge von anderen Praktikumsstellen. Dies beunruhigte mich, da der Vertrag schon längst unterschrieben war. Je länger ich mich jedoch in Chennai aufhielt, lernte ich, dass dort Verträge nicht die gleiche Wichtigkeit haben wie in Deutschland. Als ich in Chennai ankam, konnte die ersten Tage niemand etwas mit mir anfangen. Ich konnte letztendlich nicht in dem vereinbarten Heim mein Praktikum machen und noch im letzten Moment suchte meine zuständige indische Sozialarbeiterin eine Praktikumsstelle für mich. In solchen Momenten ist viel Geduld und auch Hartnäckigkeit notwendig. Es ist wichtig, zu hinterfragen und sicher zu stellen, dass es sich auch tatsächlich um eine seriöse Organisation handelt, da es im Internet ein großes Angebot an Organisationen gibt, welche nur darauf warten, bezahlt zu werden und nicht wirklich

förderliche Praktikumsstellen anbieten können. Letztendlich bekam ich eine Praktikumsstelle in einem Heim, in welchem ich auch schon nach einigen Tagen anfangen könnte.

3. Das Leben in Chennai

3.1 Die ersten Eindrücke und Hürden

Der Aufenthalt in Indien war eine positive Erfahrung für mein ganzes Leben. Gekoppelt war der Aufenthalt mit vielen schönen Momenten, Erlebnissen und Eindrücken. Es gab reichliche Herausforderungen und immer wieder stieß ich an meine eigenen Grenzen, wunderte mich über die so unterschiedliche Kultur und gesellschaftlichen Vorstellungen. Es bedurfte einer großen Umstellung. Sämtliche Bequemlichkeiten musste ich hinter mir lassen. Der Gedanke daran war für mich noch vor meiner Einreise nach Indien selbstverständlich, doch fiel mir dies am Anfang des Aufenthaltes nicht immer leicht. Es bedeutete eigentlich eine komplette Umstellung – von einem „normalen“ komfortablen Leben in Deutschland zu einem Leben nur mit dem Notwendigsten. Während des Praktikums wohnte ich in einem Wohnheim für Studentinnen. Das Zimmer, welches ich bekam, schockierte mich anfangs. Ich muss auch eingestehen, dass es ein paar Tage dauerte, bis ich mich daran gewöhnte. Im Zimmer lebten außer mir Mosquitos und Kakerlaken, Spinnen und andere kleine Insekten. Nach den ersten Wochen bemerkte ich ein weiteres noch interessanteres Haustier – einen kleinen Salamander. Ich überlegte mir anfangs ihn zu fangen und aus dem Fenster zu werfen, dachte dann aber an die vielen kleinen Löcher und Ritzen in den Wänden und sah ein, dass es sinnlos wäre. Vor allem die Mosquitos beunruhigten mich, da auch in Indien Malaria und Dengue-Fieber verbreitet ist. Beide Krankheiten werden von Mosquitos übertragen. Mit der Zeit jedoch gewöhnte ich mich daran und versuchte mich so gut es ging durch die Repellent-Sprays zu schützen.

Während man in Deutschland eigentlich immer warmes Wasser zum Duschen hat, hatte ich beispielsweise in meiner Unterkunft nur kaltes Wasser. Bei den warmen Temperaturen in Chennai, war dies dennoch kein Problem. Es gab keine Waschmaschine und somit besorgte ich mir nach der ersten Woche in Chennai einen Wasserkocher und eine Schüssel, um darin meine Kleidung zu waschen. Die meisten Inder waschen ihre Kleidung mit der Hand, allerdings mit kaltem Wasser. Ich hatte kein WLAN und somit nutzte ich das Internet durch mein Handy nur dann, wenn es notwendig war. Ich möchte mit diesen Beispielen darauf hinweisen, dass man damit rechnen muss, seinen Lebensstil für diese Zeit völlig zu verändern. Somit ist eine gewisse Bereitschaft zu neuen Erfahrungen und ein Wille zu Veränderungen für eine längere Zeit notwendig, wenn man ein Praktikum oder Semester im Ausland plant.

3.2 Vom geordneten ruhigen Dortmund in das chaotische schlaflose Chennai

Das Chaos auf den Straßen war neu für mich. Allgemein gilt für die Fahrzeuge, dass sie durch das Hupen auf sich aufmerksam machen. Jeder fährt nach Lust und Laune und es scheint als gäbe es keine strengen Verkehrsregeln. Um die Straße zu überqueren, benötigte ich anfangs ungefähr zehn Minuten und war nach einer gewissen Zeit stolz auf mich, wie ich es meisterte, die Straßen zu überqueren, ohne überfahren zu werden. Ich schaute mir dafür die Vorgehensweise der anderen Passanten an: Schritt für Schritt kam man dann letztendlich auf die andere Seite der Straße.

Die gelben Rikschas, kleine Autos mit drei Rädern werden häufig von den Indern benutzt, um an ihr Ziel zu gelangen. Des Weiteren gibt es Taxis, die sogenannten „Cubs“ und auch ein gutes Busliniennetz. Nachdem ich einen Unfall mit einem indischen Freund mit dem Motorrad hatte, beschloss ich zu laufen, wobei man auch hier immer wieder aufpassen musste, nicht angefahren zu werden. Das machte meine Spaziergänge und Routen nur actionreicher!

Die Straßen tummeln sich von Menschen, Kühen, Hunden, Ziegen, Mopeds, Autos, Rikschas, fahrbaren Garküchen, Kutschen und anderen Fahrzeugen. An jeder Ecke entdeckte ich etwas Neues, es war wie in einem Bilderbuch. Das begeisterte mich. Das Leben spielt sich auf den Straßen ab. Einige Menschen schlafen auch tagsüber auf den Straßen oder ruhen sich aus, sitzen in Gruppen auf dem Boden, fertigen Strohkörbe und andere Gegenstände die für den Verkauf vorgesehen sind an, basteln Blumenketten und Ähnliches. Überall verkaufen die Menschen etwas auf den Straßen, von Früchten, Zuckerrohrsafte und Gewürzen bis zu Haushaltswaren. Aufgeschlagene Zelte und Verkaufsstände fungieren als Geschäfte und bieten eine reiche Auswahl verschiedenster Waren an. Auch zu späten Uhrzeiten, wo in Deutschland nur noch wenige Leute außer Haus sind, sind Läden offen, Menschen liefen in alle Richtungen und das gab der Stadt einen schönen Flair. Dies beeindruckte mich; ich fühlte mich nie alleine. Vor allem der Stadtteil Parrys – das ärmste Viertel der Stadt - faszinierte mich · in einer Gasse konnte man nur Metallwaren kaufen, in einer anderen Gasse nur Schreibwaren. Dann gibt es Gassen nur für Hochzeitskarten, nur für Früchte, nur für Waren aus Holz usw. In diesem Viertel leben sehr viele Menschen auf den Straßen. Einige, so wurde mir auf meine Fragen geantwortet, leben mit ihren Familien seit vielen Generationen auf der Straße. Ich wunderte mich, woher die Menschen in ihren Baracken Strom hatten, woher sie den Strom bekamen und meine indischen Freunde sagten: „Vom Strommast - einfach“.

Während die Menschen auf den Straßen leben, kochen, und schlafen, durchsuchen direkt neben ihnen Kühe, Hunde und Ziegen den Müll und hupende Busse, Motorräder und andere Fahrzeuge rasen an ihnen vorbei. Auch in Bezug auf das Kastensystem sah man große Unterschiede. Chennai ist eine Stadt der starken Kontraste, der Extreme. Somit befanden sich

auch die Slums in unmittelbarer Nähe von großen luxuriösen Gebäuden, Arme leben neben Reichen.

3.3 Religion

Die verbreitetste Religion in Indien ist der Hinduismus. Ungefähr 80% der Inder sind Hindus. Des Weiteren gibt es sehr viele Christen und Muslime. Das hinduistische Kastensystem ist tief in der Gesellschaft verankert und somit macht sich die Hierarchie stark bemerkbar. Viele Inder fragen gerne nach dem Nachnamen, da dieser Auskunft



über Religion und Kaste gibt. Menschen aus einer niedrigeren Kaste werden insofern anders behandelt · ich habe beispielsweise beobachtet, wie eine wohlhabend aussehende Frau einen Mann im Bus aufforderte aufzustehen, um sich zu setzen. Die Religion spielt hier, anders als in vielen anderen Ländern, noch immer eine sehr große Rolle und scheint auch das Leben der Menschen zum großen Teil zu beeinflussen. Ich war verwundert darüber, wie viele Menschen mich nach meiner Religion fragten und sich selbst als religiös bezeichneten. In Gesprächen



mit Indern wurde der Name Gottes häufig verwendet, sowohl unter der Woche als auch sonntags gehen viele der Christen in die Kirche und an jeder Rikscha, Autos und anderen Fahrzeugen sind entweder kleine Buddha-Statuen oder Kreuze und Aufkleber mit Jesus und anderen Gottheiten zu sehen. Ich

hatte den Eindruck, dass sowohl Männer als auch Frauen großen Wert auf ein frommes, einfaches Leben legen. Nachts oder an Wochenenden nicht gefeiert, die Menschen gehen nicht aus und Alkohol ist ein Tabu-Thema. Alkohol wird in Verbindung mit einem schlechten Ruf und keinem erfolgreichen Leben gebracht. Natürlich möchte ich nicht verallgemeinern. Da ich hauptsächlich mit Menschen der unteren Kasten zu tun hatte, hatte ich hauptsächlich Einblick in ihr Leben. Es gab durchaus auch Menschen, die einen ähnlichen Lebensstil wie die Europäer führten und westlich geprägt waren. Sie stammten aus den oberen Kasten.

3.4 Die Hautfarbe als Statussymbol

Nicht nur die Sprache, das Essen und die Traditionen unterscheiden sich, sondern auch das Aussehen unterscheidet sich je nachdem aus welchem Bundesstaat man kommt · im Norden Indiens sind die Inder heller als im Süden. Die Tamilen haben insofern dunklere Haut, während die Rajasthanis eine hellere Hautfarbe haben und eher arabisch aussehen. Die Bewohner Nagaland's beispielsweise haben schlitzförmige Augen und ein süd-ostasiatisches Aussehen. Jedoch sind sie alle Bewohner desselben Landes. Insofern kann man eigentlich nie allgemein über Indien reden. Indien ist riesig und es wäre, als würde man generelle Aussagen über die Länder Europas machen, dabei unterscheiden sich auch diese in ihrer Kultur, der Sprache und dem Aussehen.

Während ich gelernt habe, keinen Wert auf Hautfarbe und generell das Aussehen anderer zu legen, spielt in Indien die Hautfarbe eine wesentliche Rolle. Sie gilt als Statussymbol und Hellhäutigkeit wird als Schönheitsmerkmal betrachtet. Viele Kinder und sogar Erwachsene, schämen sich für ihre Hautfarbe. In einem Gespräch mit einem Inder, erzählte er mir, dass er gerne heller werden möchte und fragte mich nach Ratschlägen. Auch die Kinder im Heim benutzten nachdem sie geduscht hatten Puder und als ich sie nach dem Grund fragte, antworteten sie mir: „its for brightness“. Wiederum in anderen Gesprächen mit Indern, wurde häufig davon berichtet, dass helle Haut als attraktiv gilt.

3.5 Vorstellungen von Weiblichkeit

Westliche Sommerkleidung, wie man sie in Europa kennt, wird von den Indern und Inderinnen nicht gerne gesehen. Die Frauen tragen entweder Saris - traditionelle indische Kleider, oder Leggings und lange Kleider. Dies hat sehr viel mit der Vorstellung von Weiblichkeit und auch der Frauenrolle zu tun und schüchtern mich anfangs ein, sodass ich mich zu Beginn nicht alleine auf die Straße traute. Als weiße junge Frau wurde ich ständig beobachtet und galt als

wohlhabend. Der Wert, der auf die Weiblichkeit, das Aussehen, das Verhalten und die Gewohnheiten gelegt wurde, war neu für mich. Für viele war es komisch, befremdend oder nicht nachvollziehbar, weshalb ich alleine als Frau nach Indien gekommen bin, ich keinen Goldschmuck trug und Sportschuhe anzog. Ich wurde immer wieder gefragt, ob ich denn nicht verheiratet sei und ob sich denn meine Familie nicht ausreichend um mich sorgt, da ich alleine als Frau reise. Als ich dann auch von meiner Familie und ihren Berufen erzählen musste, wurde ich als „gute“ Frau akzeptiert. Status, Prestige und Titel spielen eine wesentliche Rolle unter den Indern und da meine Eltern und meine Schwester studiert haben wurde ich akzeptiert. Es dauerte eine gewisse Zeit, um mit diesen Einstellungen und Denkweisen zurechtzukommen und sich selbstbewusst in diesen Situationen zu verhalten.

3.6 Das Essen

Das Essen ist meiner Meinung nach lecker und meistens scharf. Ein wesentliches Stereotyp ist, dass alle Inder Curry essen. Curry ist ein typisches Gericht im Norden Indiens. In Tamil Nadu jedoch wird am meisten Thali gegessen, worunter man Reis mit Gemüsebrühe versteht. Generell bestehen die meisten Gerichte zu Mittag aus Reis und verschiedenen Gemüsesorten. Hier habe ich Gemüsearten kennengelernt, welche ich noch nie in meinem Leben gesehen habe, wie zum Beispiel „drumsticks“. Darunter versteht man die Frucht von dem Meerrettichbaum. Das Lieblingsessen der meisten Tamilen ist „Chicken Biryani“, Reis mit einem gekochten Ei und Hähnchen. Zum Frühstück und Abend gibt es meistens Idly, Dosa, Chappati und andere Brotarten. Dazu gibt es verschiedene Chutneys, welche meistens etwas scharf sind. Mir hat am meisten ein Dip mit Kokosnuss geschmeckt.

Was die Hygiene anbelangt, wurde ich sowohl von meinem Hausarzt in Deutschland, als auch von meinen Eltern sehr gut beraten und somit war ich mir noch vor der Reise sicher, dass ich nur Wasser aus geschlossenen Flaschen trinken und Streetfood meiden würde. Ha! Allerdings vergingen nicht mal zwei Wochen und ich brach diese Regel. In dem Heim, bei Meetings und anderen Gelegenheiten wurde mir



Kaffee, Tee, Wasser oder Saft angeboten und aus Höflichkeitsgründen einerseits und Neugierde andererseits, nahm ich alles gerne an. Auch beim Streetfood, den Früchten und dem gepressten Zuckerrohrsaft konnte ich nicht lange mehr nein sagen. Ich war anfangs sehr vorsichtig, doch sah ich mit der Zeit ein, dass es unmöglich ist, immer 100% kontrollieren zu können, welches Restaurant verdorbene oder alte Speisen verkauft.

Außerdem waren die Hygienestandards, wie sauberer Arbeitsplatz in den meisten Fällen nicht vorhanden. Da ich mich aber nicht nur von Cornflakes und abgepacktem Eis ernähren konnte, versuchte ich alles etwas lockerer zu sehen und das Essen zu genießen.



4. Praktikum in einem indischen Heim für Straßenkinder

Am zweiten Tag meines Aufenthaltes in Chennai lernte ich meine Mentorin kennen und am dritten Tag begann mein Praktikum im „ARUN Rainbow Home“, ein Heim für Straßenkinder. Ich hatte zu diesem Zeitpunkt keine genauen Vorstellungen von der Organisation. Ich wusste nur, dass es sich um ein Heim für Straßenkinder handelte, welches versucht, Mädchen weg von der Straße zu holen und Obdach eines Heimes zu gewährleisten, um ihnen durch Bildung eine bessere Zukunft zu ermöglichen. Insgesamt gibt es in Chennai noch zwei weitere „Rainbow Homes“. Mit der Zeit erfuhr ich, dass das „ARUN Rainbow Home“ ein gemeinnütziges Unternehmen ist, welches mit geringen Mitteln durch den Staat finanziert wird und hauptsächlich auf Sponsoren angewiesen ist. Momentan leben im „ARUN Rainbow Home“ 67 Mädchen, im Alter von fünf bis achtzehn Jahren. Das Team besteht aus drei Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeitern, vier Lehrerinnen, zwei Streetworkern, der Leiterin des Heimes, drei Hausköchinnen und zwei Sicherheitskräften. Einige der Fachkräfte, die sich um die Kinder täglich kümmerten, waren jedoch nicht sozialarbeiterisch oder pädagogisch ausgebildet.



4.1 Adressatinnen – Wie kommt es zu so vielen Straßenkindern?

Bei den Adressatinnen handelt es sich um Straßenkinder, also Kinder, die alleine oder auch mit ihren Eltern auf der Straße leben. Viele dieser Kinder wurden von ihren Eltern ausgesetzt, da diese nicht in der Lage waren, sich um ihre Kinder, deren Erziehung, Bildung und Hygiene zu kümmern. Es waren einfache Kinder, oder wie mir eine Lehrerin erklärte, „Kinder der untersten Schicht, der untersten Kaste, die vor nichts und niemandem Angst haben“. Alle Kinder hatten Läuse und Nissen und gingen damit auch selbstverständlich um. Es schien als schämten sie sich auch nicht dafür, fragten mich, ob ich sie ihnen entfernen könnte oder sie entfernten sich diese gegenseitig. Aufgrund der Wasserknappheit durften sich die Kinder nur samstags duschen, jedoch wuschen sie sich ihr Gesicht mehrmals am Tag. Während des Unterrichts trugen die Kinder eine Uniform. Interessant war des Weiteren, dass die Kinder immer barfuß liefen. Dies galt natürlich nicht nur für die Kinder im Heim. Viele Menschen, denen ich täglich





begegnete, trugen keine Schuhe und eigentlich alle, aßen auf dem Boden und mit der rechten Hand, da die linke Hand als „unrein“ gilt. Hier würde ich jedoch gerne betonen, dass ich hauptsächlich mit Menschen zu tun hatte, welche sozial benachteiligt sind. Insofern wäre es falsch zu verallgemeinern. Mir wurde erklärt, dass Menschen aus den oberen Schichten z. B. auch mit Besteck essen.

Wie bereits erwähnt ist Chennai eine Stadt der starken Kontraste · in dieser Stadt leben arme Menschen neben Reichen; diese beiden Extreme sind stark sichtbar. Unweit von edlen Restaurants, glamourösen

Gebäuden und stattlichen Häusern befinden sich die Slums und Ecken, wo Menschen auf dem Bürgersteig leben. Auch die ungerechte soziale Einteilung in Bezug auf das Kastensystem führt neben Armut und Arbeitslosigkeit dazu, dass viele arme Menschen auf der Straße leben.

Wegen der ausbeuterischen Löhne können Eltern ihre Kinder oft nicht unterstützen, da sie mit ihrem Einkommen kaum überleben können. Auch steht die



harte körperliche Arbeit, die

sie erbringen, in keiner Relation zu dem, was sie verdienen. Bauarbeiten, Be- und Entladen sind oft die Tätigkeiten, denen sie bis in die späten Nachtstunden nachgehen und noch immer reicht das Einkommen nicht aus, um eine Familie ernähren zu können und ihren täglichen Bedarf zu decken. Vor allem, wenn die Eltern sich scheiden lassen, ein Elternteil erkrankt oder stirbt, müssen die Kinder in frühem Alter arbeiten, um ihre Familien zu unterstützen. Häufig sind die Kinder auch die einzigen Ernährer der Familie und somit ist die



gesamte Familie auf das Einkommen der Kinder angewiesen. In vielen anderen Fällen werden die Kinder zurückgelassen, da sich die Familie nicht länger um diese kümmern kann. Infolgedessen leben viele Kinder ungeschützt auf den Straßen. Sie schlafen auf den Straßen und öffentlichen Plätzen, vor Läden, in der Nähe von Bushaltestellen oder auf Parkplätzen und haben keinen Zugang zu Grundrechten wie Essen, Wasser, Obdach und Kleidung. Tagsüber verkaufen sie Blumen und Früchte in den Straßen. Einige von ihnen arbeiten auch an gefährlichen Arbeitsplätzen wie Schlachthöfen oder Stahlfabriken. Diese Tatsache macht es unmöglich für die Kinder, weiter zum



Schulunterricht zu gehen. Auch ist das Leben auf der Straße mit unmenschlichen Lebensbedingungen, Mangel an Sicherheit, Ansteckung mit Infektionskrankheiten, Unfällen, Verletzungen, Ausbeutung und anderen Gefahren verbunden. Es führt viele Kinder zur Drogenabhängigkeit · sie schnüffeln Chemikalien wie Weißer, Kleber, Benzin und Badreiniger. Einige der Kinder neigen dazu, zu stehlen oder Sex-Arbeit aufzunehmen, um Geld zu verdienen. Diese Kinder, bzw. Mädchen, versucht unter anderem das „Rainbow Home“ aufzufangen, sie im Heim unterzubringen und ihnen bessere Zukunftsperspektiven zu bieten.



4.2 Das Heim

Im Untergeschoß des Gebäudes befindet sich die Schule. Diese besteht aus zwei Räumen, in welchen die Mädchen unterrichtet werden. Im Obergeschoß befinden sich drei weitere Räume, in welchen auch Kinder unterrichtet werden. Diese drei Räume sind zugleich auch der Schlafplatz der Kinder. Tagsüber finden im Klassenzimmer Unterricht und Aktivitäten statt, nachts schlafen sie dort.



Die Mädchen haben keine Matratzen und Decken. Sie schlafen auf Strohmatzen, welche sie sich mit anderen Mädchen teilen. Diese rollen sie dann morgens zusammen und verstauen sie auf Regalen im Klassenzimmer. Jedes Kind hat ein kleines Schließfach, in welchem es einige persönliche Sachen aufbewahren kann. Ist man mit Heimen in Deutschland vertraut, würde man jetzt wahrscheinlich davon ausgehen, dass Handys und ähnliches dort untergebracht wurden. Die Kinder im Rainbow Home hatten weder Handys, noch andere teure Gegenstände. Sie bewahren in ihren Fächern zwei bis drei Kleidungsstücke, ihre Zahnbürste und eventuell ein



Spielzeug auf, welches sie von Sponsoren geschenkt bekamen. Der Tagesablauf der Kinder ist strikt geregelt. Zum Alltag gehören Yoga und Beten. Von 7.30 bis 12:00 findet Unterricht statt und gegen 12:00 versammeln sich die Kinder auf dem Hof und essen zu Mittag. Nach dem Mittagessen findet bis 14:00 wieder Unterricht statt und anschließend werden unterschiedliche Aktivitäten angeboten. Einmal wöchentlich haben die Kinder Karate- und Basketballunterricht.



Generell spielt sich das ganze Leben der Kinder im Freien ab. Die Kinder sind glücklich, wenn sie draußen sind, kennen keine elektrischen Spielsachen und scheinen sich auch dafür nicht allzu sehr zu interessieren. Dies beeindruckte mich. Interessant war vor allem der Bezug, den die Kinder zur Natur haben. Sie ekeln sich vor nichts und fühlen sich zu der Natur hingezogen. In ihrer Freizeit gießen sie ohne Aufforderung die Blumen und kümmern sich um die Bäume.



An den Wochenenden erledigen die Kinder Hausarbeiten. Sie waschen ihre Kleidung, fegen den Hof, räumen Schränke und Regale aus, säubern sie und räumen sie wieder ein. Nach der Arbeit spielen sie im Hof. Ab und zu dürfen sie auch einen Film im Fernsehen sehen.



Die Kinder halten sich die meiste Zeit im Heim auf. Sie verlassen das Heim nur, wenn sie zum Beispiel zum Arzt müssen oder andere wichtige Dinge erledigen. In diesen Fällen wurden sie immer begleitet. Da die Heimleitung nur über sehr wenig Geld verfügt, finden Ausflüge nur sehr selten statt und meistens dann, wenn sie durch Sponsoren finanziert werden.

4.3 Konzept

Das Konzept des Heimes basiert auf fünf Säulen · „protection“, „education“, „nutrition“, „healthcare“ und „futures“. Bei der Säule „protection“ geht es darum, dass die Kinder in einem sicheren, sauberen und positivem Umfeld leben und von Fachkräften umgeben sind, welche sich um die Bedürfnisse und Sorgen der Kinder kümmern. Des Weiteren bezieht sich diese Säule auf eine Erziehung frei von jeglicher Form von Gewalt, physischer oder psychischer. Die Säule „education“ handelt von der Vermittlung von Wissen und Fertigkeiten, sozialen Kompetenzen und „life skills“. Die Kinder sollen ganzheitlich gefördert werden und somit wird laut Konzept z. B. auch Wert auf Englischunterricht und Computeraktivitäten gelegt. Die Säule „nutrition“ bezieht sich auf eine ausgewogene und gesunde Ernährung, welche vier Mahlzeiten

auf den Tag verteilt, beinhaltet. Des Weiteren soll das Menü von den Kindern zusammengestellt werden. Bei der Säule „healthcare“ geht es darum, auf die Gesundheit der Kinder zu achten und vor allem für kranke Kinder eine angemessene Behandlung einzuleiten. Außerdem beinhaltet diese Säule die Vorsorge, Impfungen und regelmäßige Kontrolluntersuchungen. Die letzte Säule „futures“ bezieht sich auf die Förderung der Kompetenzen der Kinder durch die Fachkräfte, um in der Zukunft einen Arbeitsplatz zu finden und sie bei der Suche nach einem Praktikum oder Arbeitsplatz zu unterstützen. Betrachtet man diese fünf Säulen, unterscheidet sich das Konzept der Rainbow Homes nicht sehr von Konzepten, die in Deutschland angewendet werden. Offiziell sollen die Bedürfnisse der Kinder im Mittelpunkt stehen und Wert auf die Erziehung gelegt werden. Jedoch hatte ich häufig den Eindruck, dass vieles zwar in der Theorie unterstützt wird, nicht aber in der Praxis umgesetzt wird – wie zum Beispiel das Thema Gewalt. Dies würde ich gerne anschließend anhand meiner



Erfahrung im Heim etwas näher erklären. Die Unterordnung der Kinder kam immer wieder deutlich zum Ausdruck und die Erzieherinnen und Lehrerinnen legten auch besonderen Wert darauf. Somit galt, dass die Lehrerin mit einem Stock in der Hand während des Unterrichts auf einem Stuhl vor den Kindern saß, wogegen die Kinder auf ihren Strohmatte auf dem Boden saßen. Auch nach den Aktivitäten wie dem Basteln mussten die Kinder alleine aufräumen. Wenn ich den Kindern helfen wollte, wurde ich von den Lehrerinnen streng zurechtgewiesen, da das die Aufgabe der Kinder sei. Dies fand ich bis zu einem gewissen Punkt verständlich, da so die Kinder lernen, Verantwortung zu übernehmen. Jedoch lag in dem Ton der



18

Lehrerinnen immer große Strenge, eine Art Befehlston gegenüber den Kindern. Als ich mich am ersten Tag zu den Kindern auf den Boden setzen wollte und nicht wusste, dass die Autoritätsperson auf einem Stuhl sitzen musste, schoben mir die Kinder sofort einen Stuhl hin und waren verwundert, warum ich mich auf den Boden gesetzt hatte. Im Großen und Ganzen kam mir die Beziehung zwischen Kindern und Erziehern nicht sehr vertraut vor. Sie sahen die Erzieherinnen und Lehrerinnen als Autoritätspersonen. Die Mädchen im Heim waren es gewöhnt, für abweichendes Verhalten einen Schlag mit einem Stock zu bekommen. Manchmal auch mehrere, je nachdem was die Kinder „angestellt“ hatten und in welcher Verfassung die Erzieherin war. Außerdem wurden Strafen angewandt, wie zum Beispiel für eine gewisse Zeit die Hände und Arme zu heben. Dies schockierte mich als ich es zum ersten Mal sah. Ich kam mit diesen Situationen nicht zurecht und kam mir feige vor, da ich nur selten einschritt. Als Außenstehende wollte ich die Lehrerin nicht zurechtweisen, obwohl das, was sie tat offensichtlich in meinen Augen, nicht aber in ihren Augen, falsch war.

In Diskussionen habe ich oft versucht zu erklären, wie die Fachkräfte in Deutschland oder Zypern mit abweichendem Verhalten von Kindern umgehen, ohne aber zu kritisieren oder zu provozieren, doch konnten sie wenig damit anfangen. Es gab nur sehr wenig Verständnis. Sie waren der Auffassung, dass das Schlagen zur Erziehung dazu gehörte, damit die Kinder Disziplin und Gehorsamkeit lernen. Autorität wurde dementsprechend mit Strenge und Disziplin in Verbindung gebracht. Ich versuchte ihnen zu sagen, wie ich es aus Deutschland kenne, dass Gewalt nicht erlaubt ist und Gewaltlosigkeit und der Dialog zwischen Erwachsenen und Kindern unterstützt wird. Sie meinten eher, dass die Kinder nur so lernen könnten – durch Gewalt. Ich konnte auch daraus schließen, weshalb die Kinder sich gegenseitig schlugen. Die Mädchen sahen die Lehrerin als Role-model, ahmen ihr Verhalten



nach, schlugen sich gegenseitig, wenn ihnen etwas nicht recht war und schrien sich an.

Wenn man sich darüber bewusst wird, dass diese Kinder wahrscheinlich nie eine Bezugsperson hatten, oder bevor sie in das Heim kamen auch Gewalt erlebt haben, dann ist das eine sehr traurige Feststellung.

Meiner Meinung nach sollte man als Sozialarbeiter versuchen, diese negativen Erlebnisse der Vergangenheit durch den Aufbau einer guten Beziehung zu den Mädchen zu löschen. Die Erzieher waren durchaus auch freundlich zu den Kindern, aber häufig hatte ich den Eindruck, dass sie keinen großen Wert auf Pädagogik legten. Hier möchte ich jedoch vorsichtig sein, nicht negativ urteilen und vor allem nicht verallgemeinern. Wie bereits erwähnt handelte es sich bei einigen Betreuern um ungebildetes Hilfspersonal. Des Weiteren ist die Erziehung der Kinder auch ein Teil der Kultur und basierend auf meiner Erfahrung im Heim, glaube ich, dass andere Vorstellungen, Werte und Normen in Indien herrschen. Es wird ein viel größerer Wert auf die Autoritätsfunktion gelegt und Respekt wird eine ebenso wichtige Rolle zugeordnet. Es wird nicht als ein Vergehen betrachtet, wenn die Lehrerin ein Kind schlägt, denn für die Kinder und Kinderinnen im Heim, kann nur so das Kind anständiges Benehmen lernen und eine gute Schülerin werden.

5. Meine Aufgaben während des Praktikums

Laut Vertrag würde ich gemeinsam mit dem Team die Kinder betreuen. Ich würde mit den Kindern Aktivitäten durchführen, mich um ihre Bedürfnisse kümmern und weitere sozialarbeiterische Tätigkeiten ausüben. Des Weiteren würde ich an Straßengängen teilnehmen. Ich kam in der Erwartung in die Einrichtung, Zuständigkeiten zu bekommen. Genau das Gegenteil war der Fall, zumindest am Anfang. Als Gast wurde ich mit viel Respekt behandelt und durfte insofern nichts tun. Als Außenstehende sollte ich hauptsächlich erst einmal zuschauen. Ich durfte nicht mit anpacken, helfen, oder gar mir meinen Stuhl selbst holen. Ich wollte keinen extra Status, sondern wie alle anderen mithelfen und das war anfangs unmöglich. Ich wollte mich genauso um die Kinder kümmern dürfen wie die anderen Mitarbeiter, doch war das Team anfangs sehr skeptisch und vorsichtig.

Obwohl im Vertrag stand, dass die Sprache kein Problem darstellen würde und ich anfangs Begleitung und Anleitung von meinem Team bekommen würde, sah die Realität letztendlich anders aus. Auf jeden Fall ist es wichtig, die Vereinbarungen, welche im Vertrag festgehalten werden, zu überprüfen und so gut es geht sicherzustellen. Die meisten Personen, die im Heim arbeiteten konnten nur sehr schlecht Englisch und ich sprach kein Tamil. Da die Sozialarbeiter und Erzieher im Heim sehr viel zu tun hatten und auch oft überfordert waren, bekam ich anfangs nur sehr wenig Unterstützung.

Nach ungefähr drei Wochen setzte ich mich mit der Office Managerin Ms. Augustine zusammen und wir überlegten, welche Aufgaben und Zuständigkeiten ich übernehmen könnte. Ich war die erste ausländische Studentin im Heim und somit hatte sie keine konkreten Vorstellungen davon, wofür ich mich einbringen könnte. Sie schlug mir vor, Englisch zu

unterrichten, womit ein weiterer wichtiger Punkt angeschnitten wäre: In Indien ist die Soziale Arbeit nur sehr wenig anerkannt und hat auch nicht dieselbe Ausrichtung wie in Deutschland. Soziale Arbeit wird in Indien als Masterstudiengang angeboten und somit ist der Bachelor häufig nicht relevant in den Sozialwissenschaften. Ich erklärte Ms. Augustine, dass ich im Rahmen meines Studiums zur Sozialarbeiterin weniger Unterricht geben sollte und mehr sozialarbeiterische Tätigkeiten des Heimes kennenlernen und ausführen möchte. Da Ms. Augustine mit dieser Information nicht viel anfangen konnte, sollte ich einen Plan erstellen, mit Aufgaben und Tätigkeiten, die ich gerne durchführen würde und meinen Vorstellungen entsprachen. Somit stellte ich mir nach Absprache mit meinem Begleitseminarprofessor meinen eigenen Praktikumsplan zusammen und besprach ihn dann mit Ms. Augustine.

Ich würde unter anderem Englischunterricht geben, die Kinder in ihrer Freizeit beschäftigen und wöchentlich eine Stunde bekommen, in welcher ich mit den Kindern Aktivitäten auf dem Hof durchführen würde. Der Schwerpunkt dieser Aktivitäten lag bei der Förderung und Vermittlung von sozialen Kompetenzen und „life skills“. Des Weiteren wollte ich mich auch zusammen mit den Kindern um den Hof des Heimes kümmern. Die Wände waren schon sehr alt und schmutzig und somit würden wir gemeinsam mit den Kindern einige Wände bemalen. Ich dürfte auch die Kinder in ihren alltäglichen Abläufen begleiten. Es dauerte ungefähr einen Monat, bis ich tatsächlich im Team aufgenommen wurde und eigene Zuständigkeiten bekam. Anschließend möchte ich etwas genauer erklären wie meine Tätigkeit im Heim aussah.

5.1 Unterricht

Ich unterrichtete die Mädchen in Englisch und Mathematik, indem ich auf eine spielerische Art Aktivitäten organisierte und versuchte, die Kinder in kleinen Gruppen zu halten. Die Aufteilung in Gruppen war neu und gewöhnungsbedürftig sowohl für die Kinder als auch für die Lehrerin. Durch diese Aktivitäten versuchte ich parallel die Gruppenarbeit zu stärken. Das Unterrichten stellte eine große Herausforderung für mich da. Einerseits hatten die meisten Kinder so gut wie keine Englischkenntnisse und andererseits verstand ich kein Tamil. Insofern war es manchmal sehr schwer sich zu verständigen. Des Weiteren war es für die Kinder schwer zusammen zu arbeiten, da sie es gewohnt waren eher passiv zu sein, der Lehrerin zuzuhören und ihre Anweisungen durchzuführen. Während der Gruppenarbeit regte ich die Kinder durch die Aktivitäten an, aktiv zu werden. Die Kinder waren beispielsweise daran gewöhnt, fremde englische Wörter auswendig zu lernen · die Lehrerin sagte zum Beispiel: „A-P-P-L-E“ und die Kinder wiederholten das Wort zwei Mal. Ich organisierte Spiele, durch welche die Kinder in Kontakt mit englischen Fremdwörtern kamen und sie auf eine spielerische Art und Weise lernten. Des Weiteren versuchte ich durch Gesichtsausdrücke, Gestiken und Körpersprache mit den Kindern zu kommunizieren. Häufig malte ich auf ein Blatt Papier oder an die Tafel das, was ich mitteilen wollte. Ich bereitete zu Hause meine Unterrichtsmaterialien vor und bastelte hilfreiche Plakate, um zu unterrichten. Auf diese Art und Weise lernten die Kinder die Namen der Farben, Tiere, Früchte und Gemüsesorten.





Eine weitere Schwierigkeit lag in der Tatsache, dass nur sehr eingeschränktes Material zur Verfügung stand, mit welchem auch sparsam umgegangen wurde. Es wurden nur die wesentlichsten Materialien für den Unterricht verwendet · eine Tafel, einige Bücher und Hefte. Die Kinder hatten maximal einen Bleistift.

Während meines Lehramtstudiums für Grundschule auf Zypern, wurde immer wieder betont wie wichtig es sei, verschiedenes Material in den Unterricht einzubringen, Gruppenarbeit zu fördern, keinen Frontalunterricht zu führen, sondern die Kinder zu motivieren aktiv mitzumachen und keine psychische oder physische Gewalt anzuwenden. Dies waren zum Teil moderne pädagogische Methoden, welche ich auch während meines



Referendariats anwenden musste. Die Ist-Situation im Heim verlangte jedoch, umzudenken und aus dem, was ich hatte, das Beste zu machen. Die Lehrer gingen sehr sparsam mit dem Material um und somit musste ich improvisieren. Unter anderem benutzte ich Medikamentenschachteln, welche ich aus Deutschland mitgebracht hatte und leere Wasserflaschen um Material herzustellen. Meine Kreativität, Ausdauer, Körpersprache und Geduld waren gefragt, was mich umso mehr anspornte und herausforderte, manchmal aber auch frustrierte. Ich lernte aus dieser Situation mit der Zeit vor allem, all das was wir haben, nicht für selbstverständlich zu halten. Außerdem bemerkte ich, dass die Kinder aus Angst vor Schlägen immer brav waren, sobald die Lehrerin in das Zimmer trat, während sich die Kinder bei mir austobten und weniger gehorchten. Vor mir hatten sie keine Angst, da ich keine Gewalt ausübte und auch nicht schrie. Dies wurde insofern zu einem weiteren Ziel für mich · trotz meines unterschiedlichen Verhaltens den Kindern gegenüber, ihre Aufmerksamkeit zu fesseln.

5.2 Aktivitäten im Klassenzimmer und im Freien

Eine weitere Zuständigkeit, welche ich übernahm war die Gestaltung der Freizeit. Es war mir wichtig, durch Spiele und Aktivitäten die Kooperation unter den Kindern zu fördern. Des Weiteren sollten die Kinder durch die Spiele lernen, Regeln zu respektieren. Es ging mir also hauptsächlich darum, Aktivitäten zu organisieren, die den Kindern Spaß bereiteten. Ich wollte den Kindern vermitteln, dass man auch auf eine nette Art und Weise Dinge fordern kann, ohne zu schreien oder zu hauen, ohne zu ärgern oder einfach wegzunehmen. Der Schwerpunkt der Aktivitäten lag insofern bei der Vermittlung und Förderung von sozialen Kompetenzen und den „life skills“. Zu diesen zählte ich den Respekt, die Teamfähigkeit und Kooperation, die Identifizierung ihrer eigenen Stärken, die Stärkung ihres Selbstvertrauens und ihrer Persönlichkeit. Für diese Ziele war die Sprache nicht unbedingt notwendig. Es gab jedoch Momente, in welchen die Sprache sehr hilfreich gewesen wäre, wie zum Beispiel, wenn die Kinder mir von ihren Sorgen oder Erlebnissen erzählten.



Wenn kein Unterricht stattfand und es draußen zu heiß war, organisierte ich Aktivitäten im Klassenzimmer. Gemeinsam mit den Kindern erstellten wir unsere eigenen Spiele, wie Mensch-ärgere-dich-nicht, Hally Gally und andere einfache Brettspiele. Dafür benötigten wir



keine speziellen Materialien · unsere Spielfiguren waren beispielsweise Deckel von leeren Flaschen oder Steine und den Würfeln bastelten wir aus Papier. Des Weiteren bastelten wir unser eigenes „Memory“ mit Fremdwörtern und Bildern die die Kinder malten und der Übersetzung auf Tamil. Dies hatte auch einen pädagogischen Zweck und zwar,

dass die Kinder die englischen Wörter üben und ihr Wissen der englischen Sprache unter Beweis stellen konnten.

Während unserer kreativen Phasen, malten oder bastelten wir. Den Mädchen gefiel der Goldschmuck und somit besorgte ich einige Materialien, um mit ihnen ihre eigenen Armbänder zu basteln · Armreifen, Seide in verschiedenen Farben und Perlen. Eine weitere Aktivität bestand darin, aus Stoff eigene Täschen zu nähen. Einige Mädchen konnten bereits nähen, da sie oft ihre eigene Kleidung „reparieren“ mussten. Diese Aktivitäten bereiteten den Mädchen sehr viel Spaß. Sie waren sehr konzentriert und dies erstaunte mich sehr, da sie die meiste Zeit sehr laut waren und sich nur schwer ruhig beschäftigten konnten. Sie waren jedoch auf das Ergebnis gespannt. Auch hier spornte ich die älteren Mädchen an, den Kleineren zu helfen, zum Beispiel, wenn es darum ging einen Faden zu verknoten.



Bei manchen Aktivitäten fiel es den Kindern schwer, Materialien wie Buntstifte, Wasserfarben oder die wenigen Scheren zu teilen oder sie beanspruchten meine Hilfe zur gleichen Zeit. Hauptsächlich auf Englisch und dem wenig Tamil was ich auffing, versuchte ich den Kindern zu vermitteln, abzuwarten, zu teilen und zusammenzuarbeiten. Den Kindern bereitete das Malen sehr viel Freude. Oft ließ ich sie ohne weitere Vorgaben malen. Manchmal gab es aber auch ein Konzept. So forderte ich sie zum Beispiel auf, durch das Malen ihre Gefühle auszudrücken. Dies fiel den Kindern sehr schwer. Meiner Einschätzung nach hat es hauptsächlich damit zu tun, dass sie



nie gelernt haben, auszuprobieren, selber die Initiative zu ergreifen und ihre eigenen Ideen umzusetzen. Es hört sich eventuell absurd an, aber die Lehrerin malte ihnen immer alles vor · eine Blume muss so aussehen und das Haus so. Auch wurden die Kinder ermahnt, wenn sie nicht "richtig" malten. Da ich



bemerkte, wie sehr den Kindern das Malen und Basteln gefiel, zeigte ich ihnen einige Falttechniken und somit bastelten sie ihre eigenen Origami-Blumen und malten sie schließlich an. Die Malereien der Kinder und ihre Bastelarbeiten hingen wir anschließend im Heim auf, um die Umgebung des Heimes und das Heim schöner zu gestalten. Häufig fiel es mir schwer alles zu koordinieren, vor allem dann, wenn die Kinder mit Wasserfarben malen durften. Da sie fast nie Wasserfarben benutzten, war die Freude dann jedes Mal doppelt so groß. Mit der Zeit jedoch funktionierte die Gruppenarbeit unter den Kindern immer besser und auch das Teilen der Materialien.

Mit einigen Mädchen, welche etwas besser Englisch verstanden, malten wir im Rahmen des Projekts „Rechte des Kindes“ einige Plakate. Dies bereitete den Kindern viel Spass, sie überlegten, welche die wesentlichen Grundrechte des Kindes sind · Leben, Nahrung, Wohnung, Kleidung, Liebe, Würde, Freiheit, Respekt. Anschließend gestalteten sie die Plakate mit Sprüchen wie: „All different - all equal“.



Nachmittags spielten die Kinder im Hof. Meistens spielten sie Fangen, verschiedene Hüpfspiele oder Spiele mit Steinen. Die Kinder zeigten mir einige indische Spiele und ich brachte ihnen deutsche und zyprische Spiele bei. Vor allem das Spiel „Wasser schöpfen“ begeisterte die Kinder enorm. Auch hier war es mir wichtig, dass die Kinder lernten die Regeln eines Spieles einzuhalten und im Team zu arbeiten. Wenn die Erzieher einen Ball zur Verfügung stellten, spielten wir Völkerball oder andere Ballspiele. Oft hatten wir gemeinsam einfache Spiele erfunden, wie zum Beispiel Ringe über einen Stock, den wir in der Erde befestigt hatten, zu werfen. Ich war immer wieder darüber erstaunt, mit wie wenig sich die Kinder zufrieden gaben.



5.3 Streetwork

Streetwork war ein weiterer Aufgabenbereich, in welchem ich laut Vertrag Erfahrung sammeln sollte. Ich würde an Straßengängen teilnehmen und durch die Lauf-Struktur zusammen mit dem Team Mädchen aufsuchen, welche nicht von ihren Familien versorgt werden können. Außerdem bestand die Arbeit der Streetworker darin, die Eltern zu überzeugen, dass die Kinder besser im Heim aufgehoben sind, da sie dort Bildung und einen besseren Lebensstandard als auf der Straße genießen könnten. Letztendlich durfte ich nur selten an Straßengängen teilnehmen. Mir wurde erklärt, dass die Einheimischen davon ausgehen, dass



ich, als Weiße, Geld an das Heim spende und dies würde ein schlechtes Bild für das Heim abgeben.

Ein Straßengang, bei welchem ich mitkommen durfte, fand in Parris, einem der ärmsten Stadtteile von Chennai statt. Gemeinsam mit zwei Streetworkern fuhren wir mit dem Zug nach Parris. Die

Streetworker werden in Indien „Social Mobilizer“ genannt, da sie durch Gespräche mit den Mädchen und deren Eltern versuchen, diese zu mobilisieren, ihre Kinder in das Heim zu schicken. In Parris sprachen die Social Mobilizers verschiedene Mädchen und auch deren Eltern an. Die Mädchen verkauften Früchte, spielten oder saßen in kleinen Gruppen auf dem Boden. In Parris leben sehr viele Kinder mit ihren Familien auf der Straße. Es gibt viel Müll, sehr viele Insekten und Schlamm.

Alle Kinder dort waren nur auf das Nötigste bekleidet, hatten viele Wunden aufgrund von Unreinheiten und Insektenstichen. Die Eltern waren meistens arbeitslos oder beschäftigten sich mit Glücksspielen. Insofern konnten sie sich nicht um ihre Kinder tatsächlich kümmern. Ich konnte wenig dazu beitragen und auch mit den Eltern



oder Kindern nur wenig sprechen und somit beobachtete ich hauptsächlich. Dabei konnte ich jedoch feststellen, dass es für die Social Mobilizers sehr schwer war, die Eltern zu motivieren ihre Kinder ins Heim zu schicken, da diese häufig keinen Wert auf Bildung legen und vor allem aber ihre Kinder bei sich behalten wollen. Die meisten Menschen, welche auf der Straße leben, erkennen nicht die Wichtigkeit und Bedeutung der Bildung, Hygiene und Sicherheit.



Bei einem weiteren Straßengang, gingen wir wieder nach Parys und zwar, um die Kinder, die während der Sommerferien nach Hause durften, zu besuchen. Einige Kinder wurden in ihre Familien auch reintegriert, würden also nicht mehr zurück in das Heim kommen. Dieser Straßengang wurde „Home visit“ genannt und es ging darum, zu überprüfen, ob es den Kindern zuhause auch tatsächlich gut ging.



Nach dem Aufenthalt der Kinder im Heim lebten sie wieder mit ihrer Familie auf der Straße. Da die Familien jedoch immer noch dieselben Probleme bewältigen müssen, wie z. B. die Armut oder Alkoholsucht, ist es nicht auszuschließen, dass sie wieder auf Bildung verzichten und insofern wieder den gleichen Verhältnissen ausgesetzt sind wie damals, bevor sie in das Heim kamen.



5.4 Wandmalerei-Projekt

Einen weiteren wichtigen Teil meines Praktikums im Heim nahm die Wandmalerei ein. Ich ging davon aus, dass das Projekt ungefähr zwei Wochen in Anspruch nehmen würde, jedoch dauerte es sechs Wochen. Ich hatte es mir einfacher vorgestellt, als es war. Auch während dieser Aufgabe war ich auf mich alleine gestellt, was mir einerseits die Freiheit gab, alles so zu organisieren wie ich es mir vorstellte, andererseits hatte ich nur wenig Unterstützung von dem Team, wenn zum Beispiel die Kinder nicht gehorchten.

Auf die Idee der Wandmalerei kam ich, nachdem ich bemerkte, wie sehr es den Kindern Spaß bereitete, zu malen. Aufgrund des geringen Budgets des Heimes wurde an Materialien wie Wasserfarben, Buntstiften und Wachsmalstiften gespart und somit konnten die Kinder nicht immer in ihrer Freizeit malen. Des Weiteren war ein weiterer Hintergedanke des Projekts, die Umgebung, in welcher sich die Kinder täglich aufhielten, zu verschönern. Die Wandmalerei sollte ein Werk der Kinder sein, auf welches sie stolz sein konnten und dazu führen würde,

dass sie sich wohler im Heim fühlen. Neben dem Spaß, den die Kinder beim Malen haben würden, war ein weiteres Ziel, ihr Selbstwertgefühl und ihr Vertrauen in ihre Stärken zu fördern. Es ging also auch hier um die Stärkung ihrer Kompetenzen. Die Kinder sollten durch ihr eigenes Engagement merken, dass ihre Teilhabe wichtig ist, dass ihre Stimme zählt und sie Sachen verändern können. Häufig bemerkte ich, dass sich viele Kinder nicht trauten, zu malen, sie schauten mich immer wieder vorsichtig an wenn sie zeichneten, ob es auch tatsächlich richtig war. Durch die Wandmalerei sollten die Kinder die Möglichkeit haben, ihrer Phantasie freien Lauf zu lassen. Außerdem würden auch bei dieser Aktivität die Kinder zusammenarbeiten müssen, da es nicht für jedes Kind einen Pinsel gab. Da alle Kinder malen wollten, teilte ich die Kinder in Gruppen auf. Insofern zielte diese Aktivität auch auf die Förderung der Teamarbeit.

Ich besprach die Idee des Projekts mit Mrs. Augustine und bekam eine positive Antwort. Jedoch bat sie mich, eine Skizze von dem, was ich mit den Kindern malen würde zu machen und sie einzureichen. Nachdem die Skizze akzeptiert werden würde, dürfte ich beginnen. Ich versuchte ihr zu erklären, dass die Wandmalerei viel mehr ein Werk der Kinder sein sollte und sie nicht nur meine Zeichnungen ausmalen sollten, da dies ihre Phantasie einschränken würde. War es doch mein Ziel, zu sehen, was die Kinder selbstständig malen können, wenn sie von keinem eingeschränkt werden. Dennoch bestand Mrs. Augustine darauf, dass es besser wäre, wenn ich vormalen würde und die Kinder ausmalen würden, da ja auch das Ergebnis „schön“ sein sollte. Ich bemerkte, dass es auch hier eine ganz andere Sichtweise gab · mir persönlich ging es nicht so sehr darum, dass die Wandmalerei perfekt aussehen sollte. Viel mehr wollte ich, dass die Kinder dabei Spass haben, nicht nur ausmalen sondern aktiv werden. Dennoch war ich zufrieden, da überhaupt meine Idee unterstützt wurde. Ich machte anschließend zu dem Projekt mit den Kindern ein „Brainstorming“, um zu sehen was sie interessiert und was sie gerne malen würden. Die Kinder nannten Blumen, Vögel, Schmetterlinge, einen Mango-Baum. Ich machte eine grobe Skizze, reichte sie ein und erhielt ein positives Feedback. Mrs. Augustine ergänzte, dass ich in der Malerei einen Regenbogen miteinbeziehen sollte, zumal das Heim “Rainbow Home” heisst. Somit konnte die Wandmalerei beginnen!



Erst einmal musste die Wand mit weißer Farbe gestrichen werden, da sie sehr schmutzig war.

Anschließend malten wir mit schwarzen Textmarkern vor. Den Kindern bereitete es sehr viel Freude, ihre eigenen Ideen an die Wand zu malen. Da ich mir darüber bewusst war, dass die Wandmalerei auch dem Team gefallen sollte, half ich den Kindern bei schwierigen Stellen.



Nachdem wir mit dem Vormalen fertig waren, durften die Kinder endlich malen. Sie freuten sich sehr auf diesen Moment. Manche Kinder hatten Schwierigkeiten dabei, den Pinsel richtig zu halten oder konnten mit dem Pinsel nicht umgehen. Ich unterstützte die Kinder, wenn sie Hilfe benötigten, ließ ihnen jedoch auch viel Freiraum.



Außerdem spornte ich die älteren Mädchen an, die Kleineren zu unterstützen. Generell galt unter den Kindern, dass die Älteren das Sagen haben. Infolgedessen nahmen die Älteren den Jüngeren immer wieder die Pinsel aus der Hand oder verscheuchten sie. In solchen Momenten kam es häufig zum Streit zwischen den Kindern oder die Kleineren gingen ohne etwas zu sagen davon. Ich versuchte den Älteren zu erklären, dass ich ihre Hilfe vor allem in den nächsten Tagen benötigen werde, für die höhergelegenen Bereiche der Wand, an welche die Kleineren nicht heranreichen. Es gab auch hier eine Form Hierarchie und somit verstanden die älteren Kinder häufig nicht, warum ich Wert darauflegte, dass auch die jüngeren Kinder malten. In solchen Momenten wünschte ich mir, wir würden die gleiche Sprache sprechen. Mit der Zeit bemerkte ich jedoch, dass die Kinder immer mehr zusammenarbeiteten und auch die Älteren nachgiebiger wurden.





6. Weitere Zuständigkeiten

Neben den wesentlichen Zuständigkeiten begleitete ich die Kinder in ihrer täglichen Routine und versuchte mich nützlich zu machen. Ich kämmt den Mädchen die Haare und flocht ihnen Zöpfe. Außerdem half ich den Köchinnen beim Essenzubereiten und Kochen. Des Weiteren begleitete ich gemeinsam mit einer anderen Sozialarbeiterin die Mädchen bei Ausflügen.



Reflexion

Anfangs hatte ich Bedenken, inwiefern ich mich tatsächlich sozialarbeiterisch im Alltag des Heimes einbringen könnte und einen fachlichen Gewinn aus dem Praktikum ziehen würde. Dies hing hauptsächlich damit zusammen, dass ich zu Beginn nur beobachten durfte und als Gast mit sehr viel Respekt aufgenommen wurde. Anschließend sollte ich überwiegend unterrichten. Ich zeigte mich jedoch in allen Bereichen sehr interessiert und willig, zu arbeiten. Somit bekam ich mit der Zeit immer mehr Vertrauen geschenkt und durfte auch andere Aufgaben übernehmen. Hier würde ich zudem gerne betonen, dass es sehr wichtig ist, nicht lockerzulassen oder darauf zu warten, angesprochen zu werden. Es ist wichtig, selbst Engagement und Interesse zu zeigen. Das Team im Heim war zu Beginn vorsichtig, mich nicht zu belasten und dies interpretierte ich oft als Desinteresse mich einzuarbeiten. Jedoch bemerkte ich mit der Zeit, dass es kein Desinteresse war, sondern viel mehr Unsicherheit. Insofern ergriff ich von selbst die Initiative und fragte immer wieder nach, ob ich zum Beispiel beim Kochen helfen darf oder einige Aktivitäten mit den Kindern im Hof durchführen darf. Die Antwort war meistens positiv. Es dauerte also einige Zeit, bis ich mich tatsächlich von dem Team aufgenommen fühlte und nicht nur als Touristin betrachtet wurde, sondern als Sozialarbeiterin. Auch die Sprachbarriere, welche mir anfangs Sorgen bereitete, äußerte sich letztendlich als nur ein kleines Hindernis. Natürlich wäre Vieles leichter gewesen, wenn wir die gleiche Sprache gesprochen hätten. Jedoch fanden wir uns mit der Zeit damit ab, die Kinder, das Team und ich und „entwickelten“ unsere eigene Sprache: eine Mischung aus Englisch, Tamil, Gesten, Mimik und Zeichnungen. Diese Momente waren sehr schön, denn wir mussten immer wieder lachen, wenn wir aneinander vorbeiredeten oder bemerkten, dass wir von komplett unterschiedlichen Dingen sprachen. Auf der anderen Seite förderte es meine sozialen Kompetenzen und ich lernte einige Wörter auf Tamil. Sicher war dies auch eine Bereicherung für die Kinder, da sie durch unsere Gespräche neue englische Wörter lernten.

Mein Schwerpunkt während des Praktikums lag auf der Interaktion mit den Kindern. Dadurch dass ich mich, außer sonntags, täglich im Heim aufhielt, verbrachte ich sehr viel Zeit mit den Kindern und lernte sehr viel über die indische Kultur, die Verhaltensweisen, was den Kindern gefiel und was nicht. Sowohl sozialarbeiterisch, als auch persönlich bildete ich mich weiter. Meine Fähigkeiten, mit Kindern umzugehen und zu arbeiten, wurden gestärkt. Es gab sehr viele Momente, in welchen ich verzweifelte, mich wunderte oder an meine Grenzen stieß. In solchen Momenten war ich oft ganz auf mich alleine gestellt und genau dann waren meine Fähigkeiten gefragt. Ein Beispiel ist die Wandmalerei. Alle 70 Kinder des Heimes wollten zur gleichen Zeit malen, ich hatte keine wesentliche Unterstützung vom Team und des Weiteren gab es die Sprachbarriere. Einige Kinder waren hartnäckig, verstanden nicht, warum sie nicht durchgehend malen durften und sich mit anderen Kindern abwechseln mussten. Aufgrund der

Sprachbarriere konnte ich ihnen nicht genau meine Intentionen erklären, sodass einige ältere Mädchen nur mein „No“ festhielten und dementsprechend trotzig reagierten. In diesen Situationen benötigte ich viel Geduld und Ausdauer. Durch Gespräche lernten die Mädchen mit der Zeit, dass ich keine bösen Absichten hatte, wenn ich sie mal nicht malen ließ. Wichtig war außerdem, dass ich lernte, standhaft zu sein. Nur so lernten die Mädchen mit der Zeit, dass ich hinter meinem Wort stehe und es verbindlich ist und sie insofern Vertrauen haben können. Denn sie versuchten mich oft umzustimmen, da sie sahen, dass ich unsicher war und ihnen jeden Gefallen tun wollte. Dies sind Eigenschaften, an denen ich weiterhin arbeiten muss.

Des Weiteren veränderte sich mein Blickwinkel und ich lernte Dinge zu schätzen, welche vor diesem Aufenthalt für mich selbstverständlich waren. Die Kinder im Heim hatten manchmal für mehrere Stunden kein Trinkwasser – bei 40°C Außentemperatur. Des Weiteren teilten sie sich untereinander immer ihre Süßigkeiten, obwohl sie nur sehr selten welche bekamen. Sie hielten zusammen und dachten immer an die Anderen, welche sie „aka (Schwester)“ nannten. Dies rührte mich und zeigte mir, dass im Leben nicht alles selbstverständlich ist. Als ich einer Köchin beim Gemüseschälen half, wies sie mich einmal zurecht · ich schnitt die verdorbenen Stellen von den Kartoffeln und Karotten weg und dies war in ihren Augen Verschwendung. Einmal fiel der Strom in meiner Unterkunft aus · 35°C ohne Ventilator und genau an diesem Abend hatte ich kein Trinkwasser mehr. Ich glaube in dieser Nacht lernte ich die Wichtigkeit von Wasser schätzen. Es gab noch weitere ähnliche Momente, in welchen ich an meine Grenzen stieß. Dadurch lernte ich mich selbst besser kennen und meine persönlichen Maßstäbe zu überdenken.



Trotz der Tatsache, dass einige Punkte im Vertrag nicht eingehalten wurden, würde ich auf jeden Fall jedem Studierenden empfehlen, ein Auslandspraktikum zu absolvieren. Als Sozialarbeiter/in ist es wichtig, fair und offen gegenüber Religion und Herkunft zu sein, da man nie wissen kann, woher die eigenen Adressaten/innen kommen, welche Kultur sie mitbringen und wie sie denken. Des Weiteren ist es wichtig, tolerant zu sein und über den eigenen Tellerrand blicken zu können. Ein Praktikum im Ausland ist deswegen genau das Richtige, da man selbst dort fremd ist, mit einer neuen Kultur und einem neuen Lebensstil konfrontiert wird und sich dementsprechend auch anpassen muss. Eine Erfahrung wie diese stärkt die eigene Persönlichkeit, fördert soziale Kompetenzen und man lernt sich neu zu positionieren. In Indien habe ich gelernt, dass die Kultur eine wesentliche Rolle im Leben vieler Menschen spielt und ihre Denk- und Verhaltensweisen beeinflusst. Um mit Adressaten und Adressatinnen verschiedener Backgrounds umgehen zu können und sie zu erreichen, muss man sich als Sozialarbeiter anpassen und vor allem lernen, Kultur, Religion und Herkunft zu respektieren. Die neuen Erfahrungen und all das Neue was man lernt, findet man in keinem Buch. Es handelt sich um eine Erfahrung für das ganze Leben und genauso wie Erasmus, ist auch ein Praktikum in einem fremden Land „a university of life“.

